

Glaube und Vernunft. Eine fundamentaltheologische Skizze

abgedruckt in: Regensburger RU-Notizen, 2/2007, 4-8 [Die Seitenzahlen aus der publizierten Fassung sind im folgenden Text angegeben]

Das Verhältnis von Glaube und Vernunft ist spätestens seit der „Regensburger Rede“ von Papst Benedikt XVI. wieder in die öffentliche Diskussion zurückgekehrt,¹ auch wenn sich das mediale Interesse zunächst eher bei einem Nebenaspekt aufgehalten hat – beim Verhältnis des Christentums zum Islam. Auch muslimische Theologen bemühten sich aber, die zentrale These des Papstes für sich selbst zu unterstreichen: „Nicht vernunftgemäß zu handeln, ist dem Wesen Gottes zuwider.“² Gerade vor dem Forum seiner ehemaligen Universität wollte Benedikt damit in Erinnerung rufen, dass die allgemeine Menschheitsvernunft als Medium und Ziel wissenschaftlichen Forschens und Lehrens zutiefst mit dem Gottesglauben vereinbar ist, dass aber auch umgekehrt die wissenschaftliche Vernunft ohne diesen Glauben unvollständig wäre.

Das grundlegende Problem, das damit angeschnitten ist, soll im Folgenden in einer kurzen fundamentaltheologischen Skizze eher umrissen als gelöst werden.

1. „Vernunft“ ist das Vermögen des Menschen, das ihn von anderen Geschöpfen unterscheidet. Sie bedeutet die Fähigkeit, zur umgebenden Wirklichkeit, aber auch zu sich selbst in Distanz zu treten – in theoretischem Begreifen wie auch in praktisch-ethischer Einsicht. Als Wesenseigenschaft des Menschen ist diese Vernunft aber auch Voraussetzung für *religiöses* Erkennen und Handeln. Bei der Frage nach [5] dem Verhältnis von Glaube und Vernunft geht es daher von vornherein nicht um die Begegnung zwischen zwei verschiedenen „Welten“. Es ist *dieselbe Vernunft*, die Wissen über Welt und Mensch erarbeitet, technisches, wirtschaftliches und politisches Know-How erwirbt und zugleich im Glauben die Wahrheit ergreift, die von Gott kommt. Darum überschreibt Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „*Fides et Ratio*“ („Glaube und Vernunft“) ein Kapitel zu Recht mit „*Intellego ut credam*“ – wörtlich: „Ich sehe ein, um zu glauben“, in freierer Übersetzung: „Ich brauche Vernunft (Intellekt), um glauben zu können!“³

2. Aber es gibt auch den umgekehrten Satz, den der große mittelalterliche Theologe Anselm von Canterbury († 1109) zu seinem Programmsatz gemacht hat: „*Credo ut intelligam*“. Wörtlich heißt das: „Ich glaube, um einzusehen“. Etwas freier kann man dasselbe auch so formulieren: „Glaube wird selbst zur Quelle meiner Vernunft (meines Intellekts).“⁴ Das heißt: Die in der Bibel bezeugte, von der Kirche verkündete und von den Christen geglaubte Offenbarung Gottes gibt selbst zu denken und erschließt der Vernunft neue Dimensionen.

¹ Benedikt XVI. <Ratzinger, Joseph>, Glaube, Vernunft und Universität. Erinnerungen und Reflexionen. Vorlesung des Papstes beim Treffen mit Vertretern der Wissenschaften im Auditorium Maximum der Universität Regensburg, 12. September 2006, in: ders., Der Besuch in Bayern. Die Predigten und Reden, hg. v. Friedrich Kardinal Wetter, Freiburg i. Br. (Herder) 2006, 104-120.

² Vgl. ebd., 107.

³ Vgl. Johannes Paul II., Enzyklika ‚Fides et Ratio‘ an die Bischöfe der katholischen Kirche über das Verhältnis von Glaube und Vernunft. 14. September 1998 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 135). Bonn 1998, Nr. 24-35, 29-38.

⁴ Vgl. ebd., Nr. 16-23, 22-28.

Daran erinnert auch Papst Benedikt XIII. am Ende seiner Regensburger Rede, wenn er die heutigen Wissenschaften davor warnt, sich den großen Erfahrungen und Einsichten der religiösen Traditionen, insbesondere aber denen des christlichen Glaubens zu verschließen. Dadurch würde die menschliche Vernunft nach Auffassung Benedikts nicht nur ihre Möglichkeiten in unzulässiger Weise einengen, sondern auch unfähig werden zum Dialog mit jenen Kulturen, in denen das Religiöse noch ungleich tiefer im Leben und Denken verwurzelt ist als in unserem Kulturraum.⁵ Das heißt gewiss nicht, dass alle Wissenschaften unmittelbar religiös vorzugehen hätten, wie das einige Interpreten dem Papst zu unterstellen scheinen. Eine Auffassung wie die, dass der Biologieunterricht künftig eine biblische Weltentstehungstheorie neben die herrschende evolutionstheoretische Auffassung zu stellen habe, lässt sich aus dem Gesagten in keiner Weise ableiten. Gesagt wird vielmehr nur, dass die Naturwissenschaft offen sein müsse für eine Weltsicht, die sich noch aus anderen Quellen speist als aus ihren eigenen, und dass sie auf Grund dieser Offenheit die von ihr selbst nicht zu lösenden Sinn- und Daseinsfragen, wie der Papst sagt, „weitergeben an andere Weisen des Denkens – an Philosophie und Theologie“.⁶ Speziell die Theologie betrachtet es als ihre Aufgabe, die im Glauben erschlossene Wirklichkeit zum Gegenstand vernünftiger, ja wissenschaftlich ausweisbarer Reflexion zu machen und in den Disput mit allen anderen Wissenschaften als ihren spezifischen Beitrag einzubringen. So würde Wissenschaft insgesamt in der Tat verarmen, gäbe es in ihrem Gesamtspektrum nicht auch diese Variante einer expliziten „*Glaubens-Wissenschaft*“.

3. Nun kann freilich diese *theologische* Vernunft, die im Licht der biblischen Offenbarung über Gott, aber auch über die Welt und den Menschen in ihr in Bezug auf Gott nachdenkt, nicht verhindern, dass auch ohne diese Glaubensvoraussetzung Menschen sich über solche Themen Gedanken machen. Von besonderer Relevanz erscheint dabei die *Philosophie*, jenes in der griechischen Antike gewachsene Vernunftprojekt, das sich als umfassende „Liebe zur Weisheit“ definierte und mit dem Dreigestirn Sokrates (469-399 v. Chr.), Platon (427-347 v. Chr.) und Aristoteles (384-322 v. Chr.) Meilensteine abendländischer Wissenskultur setzte. Obwohl sich die Philosophie von Anfang an kritisch mit den religiösen (mythischen) Überlieferungen auseinandersetzte, klammerte sie bis weit in die Neuzeit hinein das Thema „Gott“ keineswegs aus, sondern erarbeitete im Gegenteil überhaupt erst ein allgemeingültiges Verständnis dieses in der Religion vorkommenden Begriffs (in der Lehre von den Eigenschaften Gottes) und entwickelte Wege, um die Existenz eines solchermaßen begriffenen Wesens rational aufzuweisen (in den sog. „Gottesbeweisen“). Da die Vernunft aber die dem Menschen seinem Wesen nach zukommende Fähigkeit darstellt, muss das auf rationalem Weg Erkannte auch für alle Menschen gleichermaßen als gültig betrachtet werden – auch für diejenigen, die auf Grund biblischer Offenbarung und kirchlicher Verkündigung glauben. Daher haben christliche Theologen spätestens im 2. Jahrhundert begonnen, sich mit den Erkenntnissen der antiken Philosophen zu beschäftigen – zum Einen, um der Kritik am christlichen Glauben mit allgemein einsehbaren vernünftigen Argumenten begegnen zu können (in den sog. „Apologien“), zum Anderen, um die philosophischen Erkenntnisse für die Interpretation der biblischen Aussagen und der daraus abgeleiteten Glaubensartikel fruchtbar zu machen. Gerade Joseph Ratzinger wurde seit dem Beginn seiner theologischen Lehrtätigkeit nicht müde darauf hinzuweisen, dass die sog. „Kirchenväter“ sich zwar mit Nachdruck gegen die heidnischen Mythen wendeten, die heidnische Philosophie hingegen überaus konstruktiv in ihr Denken integrierten.⁷ Die von den Philosophen gedachte absolute

⁵ Vgl. Benedikt XVI., *Glaube, Vernunft und Universität*, 117-119.

⁶ Ebd., 119.

⁷ Vgl. die Bonner Antrittsvorlesung (vom Juni 1959): Ratzinger, Joseph, *Der Gott des Glaubens und der Gott der Philosophen. Ein Beitrag zum Problem der theologia naturalis*, hg. und mit einem Nachwort versehen von Heino Sonnemans. 2., erg. Aufl., Leutesdorf 2005, 126-132; ferner ders., *Einführung in das Christentum*. Völlig

Wirklichkeit, radikal von der Welt verschieden und Erstursache von all dem, was ist, hatte sich in der Geschichte Israels und zuletzt alles Bisherige überbietend in Jesus von Nazareth geoffenbart. Aber auch umgekehrt: Der Gott der biblischen Offenbarung, auf den sich die Christen glaubend bezogen und auf den sie sich im Leben und im Sterben verließen, muss gedacht werden können als der absolute Grund allen Seins, von dem auch die Philosophen sprechen.

4. Die Philosophen können freilich zum Lebendigen Gott der Bibel von sich aus niemals gelangen. An diese Wahrheit hat der neuzeitliche Mathematiker und Naturwissenschaftler *Blaise Pascal* (1623-1662) in einem klassisch gewordenen Diktum erinnert: „Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs. Nicht der Philosophen und Gelehrten.“⁸ Auf diesen Satz folgt in dem berühmten Gedenkblatt („Mémorial“) gleich zwei Mal das Wort „Gewissheit“ – das große Zielwort aller philosophisch-wissenschaftlichen Bemühungen, das hier nun aber in den Bereich des Glaubens übertragen wird und dabei eine Gewissheit meint, die nicht mehr der eigenen Reflexion entspringt, sondern aus dem Entgegentreten Gottes selbst hervorgeht. Pascal fügt fast stammelnd hinzu: „Empfinden. Freude. Frieden“ – und trägt dann den alles entscheidenden Bezugspunkt nach: „Der Gott Jesu Christi.“ Anders als oft interpretiert, weicht der französische Denker damit nicht in eine irrationale Unmittelbarkeit aus, sondern folgt den konkreten Spuren der biblischen Glaubensgeschichte: „Er (Gott) ist allein auf den Wegen zu finden, den das Evangelium lehrt.“ Auch als Christ bleibt Pascal somit jener „Empiriker“, der er in seiner wissenschaftlichen Forschung immer schon war, und beruft sich auf den *erfahrenen* Gott, wie die Bibel ihn verkündet. Das ist alles andere als irrational und integriert sehr wohl die universale menschliche Vernunft, der Pascal deshalb in seinen „Pensées“ ja auch einen Weg zum Glauben – aber „auf den Wegen des Evangeliums“ – bahnen wollte.⁹

5. Gegen ein Aufgehen des geglaubten Gottes im abstrakten Bild eines gedachten Gottes erwiesen sich prophetische Zeugen vom Schlage eines Pascal immer wieder als notwendig. Allerdings konnten solche kritische Anfragen an den „Gott der Philosophen“ auch dazu verführen, den Glauben ganz von der Vernunft zu trennen, also seine Entstehung lieber gleich völlig irrational zu denken („Fideismus“) bzw. ihn allein auf die Vermittlung durch Tradition und Autorität zu gründen, der der Mensch „blind“ zu gehorchen habe („Traditionalismus“). Das eine führte in einen religiösen Subjektivismus, das andere in die [7] katholische Variante eines seit dem 19. Jahrhundert immer stärker sich zu Wort meldenden religiösen Fundamentalismus, während gleichzeitig auch die entgegen gesetzte Extremposition, ein ausschließlich mit den Mitteln der Vernunft zu begründender und zu erschließender Glaube („Rationalismus“), Triumphe feierte. Das Erste Vatikanische Konzil (1869/70) formulierte demgegenüber als katholische Position ein spannungsvolles Sowohl-als-auch: Gegen den *Rationalismus* betonte es die Grenzen einer „natürlichen“ Vernunft, die in das eigentliche Wesen Gottes selbst nicht eindringen könne und daher einer „übernatürlichen“ Offenbarung bedürfe, um glaubend das Heil zu finden. Gegen *Fideismus* und *Traditionalismus* aber (und damit gegen alle Arten eines katholischen Fundamentalismus) hält dasselbe Konzil daran fest, dass die natürliche Vernunft sehr wohl zur Erkenntnis Gottes befähigt ist und daher von sich

unveränderte, mit einer neuen Einführung versehene Neuauflage [urspr. 1968], München 2000, 126-132; zuletzt noch einmal ausdrücklich in der sog. „Regensburger Rede“ (siehe Anm. 1).

⁸ So formuliert es Pascal in seinem „Mémorial“ (datiert auf den 23. November 1654), in deutscher Übersetzung z.B. abgedruckt in: Pascal, Blaise, Gedanken über die Religion und einige andere Themen. Aus dem Französischen übersetzt von Ulrich Kunzmann [nach der französischen Edition von Louis Lafuma], hg. v. Jean-Robert Armogathe, Stuttgart 1997, 484f.

⁹ Die „Pensées“ bilden Bausteine einer Apologie der christlichen Religion, die allerdings nie zustande kam. Vgl. zur Einführung Schmidt-Biggemann, Wilhelm, Blaise Pascal (Beck'sche Reihe 553). München 1999, 106-146.

aus für den Glauben ansprechbar ist.¹⁰ Auch wenn der Glaube über der Vernunft stehe, so könne es doch niemals zwischen ihm und der Vernunft einen echten „Dissens“ geben, denn „derselbe Gott, der die Mysterien offenbart und den Glauben eingießt, hat der menschlichen Seele das Licht der Vernunft eingegeben. Gott aber kann sich selbst nicht verneinen, noch kann die Wahrheit jemals in Widerspruch zu sich selbst gelangen.“¹¹ Dies noch einmal eigens herauszustellen, war das tragende Motiv der bereits erwähnten Enzyklika *Johannes Pauls II.*, die programmatisch mit folgenden Worten beginnt: „Glaube und Vernunft (*Fides et ratio*) sind wie die beiden Flügel, mit denen sich der menschliche Geist zur Betrachtung der Wahrheit erhebt.“¹² Und im weiteren Verlauf des Schreibens warnt der Papst davor, die in der Gegenwart zu beobachtende Zurückhaltung der Philosophie gegenüber objektiven Wahrheiten zum Ausgangspunkt einer vernunftfeindlichen Glaubensauffassung zu machen: „Es ist illusorisch zu meinen, angesichts einer schwachen Vernunft besitze der Glaube größere Überzeugungskraft; im Gegenteil, er gerät in die ernsthafte Gefahr, auf Mythos bzw. Aberglauben verkürzt zu werden.“¹³ Johannes Paul II. ermuntert sogar im Gegenzug die Philosophie dazu, wieder stärker auf die „Fähigkeiten der menschlichen Vernunft“ zu vertrauen „und sich bei ihrem Philosophieren nicht zu bescheidene Ziele zu setzen“. „Es ist der Glaube, der die Vernunft dazu herausfordert, aus jedweder Isolation herauszutreten und für alles, was schön, gut und wahr ist, etwas zu riskieren. So wird der Glaube zum überzeugten und überzeugenden Anwalt der Vernunft.“¹⁴

6. Abschließend muss aber noch auf etwas sehr Wichtiges hingewiesen werden: Der enge Anschluss der christlichen Theologie an die philosophischen Erkenntnisse der griechisch-römischen Antike, die ihr im Mittelalter letztlich auch den Einzug in die entstehenden Universitäten ermöglichte, führte lange Zeit zu einer verengten oder zumindest einseitigen Verwendung des Begriffs „Glaube“. Man verstand darunter nämlich im Allgemeinen eine Art von „Erkennen“, das sich freilich durch seinen Gegenstand (Gott) wie durch seine Quelle (Offenbarung) vom „natürlichen“ Erkennen der Alltags- wie der wissenschaftlichen Vernunft graduell unterschied und einen „übernatürlichen“ Charakter besaß. Faktisch entstand daraus ein Streit zweier Erkenntnisformen, bei denen die eine Seite (die philosophische und naturwissenschaftliche) der anderen (der gläubigen) immer mehr Terrain wegnahm, worauf letztere wiederum mit Polemik und Verurteilung reagierte. Die Debatte führte oft zu miteinander nicht mehr vereinbaren Extrempositionen, von denen die eine auf die mangelnde wissenschaftliche Gewissheit des Glaubens, die andere aber auf die völlige Unzuständigkeit der Vernunft für das Übernatürliche rekurrierte. Aber ist „Glaube“ aus biblischer Hinsicht nicht entscheidend mehr als ein Erkennen und ein daraus gewonnenes Fürwahrhalten von Sätzen? Das Wort „Amen“, mit dem wir noch heute unsere Gebete beschließen, geht auf die alttestamentliche Wurzel des christlichen Glaubensbegriffs zurück, die auf ein „Feststehen“, ein „Sich-Gründen“ verweist.¹⁵ Biblisch betrachtet ist Glauben somit ein Sich-Festmachen in Gott, das kognitive Aspekte selbstverständlich einschließt, aber doch die ganze Person in all ihren Kräf-[8]ten umgreift – einschließlich ihres Fühlens, Wollens und Tuns. Daher rekurrierte man ja faktisch in der christlichen Tradition nie ausschließlich auf den „Glauben“ – als eine übernatürliche Form der Erkenntnis –, sondern sprach von der Trias „Glaube – Hoffnung – Liebe“, innerhalb derer die letzten beiden die affektiv-willensmäßigen Fähigkeiten der menschlichen Seele vertraten. Doch wenn es um das Verhältnis zur

¹⁰ Vgl. die Dogmatische Konstitution über den katholischen Glauben „*Dei Filius*“ (1870; DH 3000-3045), hier übersetzt nach Wohlmuth, Joseph (Hg.), *Dekrete der ökumenischen Konzilien*. Bd. 3: *Konzilien der Neuzeit*, Paderborn 2001 (= COD), 808f.

¹¹ Ebd. nach DH 3017.

¹² Johannes Paul II., *Fides et Ratio* (1998), 5 (Einleitung).

¹³ Ebd., Nr. 48, 51.

¹⁴ Ebd., Nr. 56, 60f.

¹⁵ Vgl. dazu Ratzinger, *Einführung in das Christentum*, 62-73.

„Vernunft“ ging, dann sprach man eben doch wieder ausschließlich vom „Glauben“ und klammerte die anderen Dimensionen praktisch aus. Nicht zu Unrecht pochte demgegenüber Blaise Pascal darauf, dass auch das Herz eine ihm eigene „Vernunft“ besetzt („*Le cœur a ses raisons ...*“).¹⁶ Damit greift er ein uraltes Symbol für die personale „Mitte“ des Menschen auf, in der auch das umfassende Ja zu Gott (auch des Verstandes) entspringen muss. Als personales (im „Herzen“ des Menschen wurzelndes) Geschehen ist Glauben daher keine Konkurrenz zur natürlichen Vernunftkenntnis, sondern eine umfassende Sinnperspektive, die alle menschlichen Fähigkeiten – auch die Kräfte des Intellekts – in die Gemeinschaft mit Gott einbindet.

Geht es also um das Verhältnis zwischen „Glaube und Vernunft“, so sollte man zukünftig weniger über die unterschiedliche Erkenntnismöglichkeit dieser beiden Größen reden, sondern vielmehr über die eine menschliche Person in ihrer *Beziehung* zu sich selbst, zu anderen Menschen, zur Welt und zu Gott. Im Glauben geht es letztlich darum, worin der Mensch sich festmachen kann, um wahrhaft glücklich zu werden („Gewissheit“) – nämlich in Gott, der sich nach der Bibel selbst zu diesem befreienden Gegenüber des Menschen erklärt hat und als dieses Gegenüber erkennend, hoffend und liebend ergriffen werden will. In dieses „Ergreifen“ ist die erkennende *Vernunft* selbstverständlich integriert, da sie ja wesentlich zum Menschsein gehört. Und es ist eben diese Vernunft, die *gläubig* wird, wenn sie über das erkennende Begreifen hinaus schreitet und den letzten Sinn menschlicher Existenz „ergreift“, der ihr in Gott entgegen kommt.

¹⁶ Vgl. Pascal, Gedanken, Nr. 423 und 424 (in der Zählung Lafumas; entspricht in der bisher geläufigeren Zählung Brunschwiggs den Fragmenten 277 und 278).